Der heilige Franz

Autor(en): **Liebau, Irene**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **38 (1934-1935)**

Heft 23

PDF erstellt am: **04.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-672143

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sein Gesicht auf das Gesicht des toten Hundes zu pressen und ihn zu küssen und zu liebkosen. Sie war's, die aus ihm schrie: „Jo du! Jo du! — Du bist a Muatta g'west!" Sein Herz wollte ihm zerspringen, ein Strom von wildem Leid, von quälender Pein durchtobte es und erschütterte es bis auf den Grund. Ein vom himmlischen Schmerze des Mitleids erfülltes Kind wand sich schluchzend auf dem Boden und weinte um die alte Spitzin und weinte über ihr Kleines, das sich an seine Mutter drängte und sie anwinselte und Nahrung suchte an dem früher schon so spärlich fließenden und jetzt gänzlich versiegten Quell.

„'s is aus, da kriegst nix mehr," sagte Provi, nahm das Hündchen in seine Hände, legte es an seine Wange und hauchte es an; es zitterte und winselte gar so kläglich. „Hunger hast, Hunger hast, no jo! no jo!" — Was anfangen mit dem anvertrauten Gut? „Verfluchter Kukkuck," wenn doch noch die Ziegen da wären! Er würde eine melken, er tät's, trotz der schrecklichen Strafe, die drauf steht. Aber die Ziegen sind fort, und bis ihm jemand im Wegemacherhaus einen Tropfen Milch für einen Hund schenkt, da kann er lang' warten. „Ins Wasser dermit!" wird's heißen, sobald sie hören, daß die Spitzin tot ist.

„Ins Wasser kummst," sagte er zum Hündchen, das etwas von dem guten Glauben der Mutter an ihn geerbt haben mußte, es schmiegte sich an seinen Hals, saugte an seinem Ohrläppchen und klagte ihm seinen Hunger mit Stöhnen und Wimmern.

„No jo! —" er wußte schon, nur wie helfen wußte er nicht. Was soll er ihm zu essen geben? Um zu vertragen, was er hinunterschlingt, dazu gehört ein andrer Magen, als so ein Kleines hat... Aber — jetzt kam ihm eine Eingebung, jetzt wußte er auf einmal doch, wie zu helfen wäre. Aber — dieses Mittel konnte er nicht ergreifen — lieber verhungern. Der Entschluß saß eisenfest in seinem oberösterreichischen Dickschädel... Freilich dämmerte ihm eine Erkenntnis auf, von der er gestern keine Ahnung gehabt hatte — verhungern lassen ist noch etwas ganz andres als verhungern. Das Kleine gab das Saugen am Ohrläppchen auf; davon wurde es ja doch nicht satt. In stiller Verzweiflung schlossen sich seine kaum dem Lichte geöffneten Augen, und Provi fühlte es nur noch ganz leise zittern.

Gequält und scheu blickte er zur toten Spitzin nieder. Ja, wenn das Junge leben soll, darf man ihm die Mutter nicht erschlagen.

„No, so kumm!" stieß er plötzlich hervor und sprang aus dem Stall in den Verschlag und schritt resolut vorwärts und dem Dorfe zu, biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten, sah nicht rechts noch links und ging unaufhaltsam weiter.

Noch rührte sich nichts auf den Feldern, erst in der Nähe der Häuser fing es an, ein wenig lebendig zu werden. Ein schlaftrunkener Bäckerjunge schritt über die Straße zum Brunnen, der Knecht des Lohbauers spannte einen dicken Rotschimmel vor den Wagen. Aus dem Tor des Wirtshauses kam die alte Magd, von jeher Provis erklärte Feindin. Voll Mißtrauen beobachtete sie sein Herannahen, erhob die Faust und befahl ihm, sich zu packen. Ihn störte das nicht, er ging an ihr vorbei wie einer, der mit dem Kopf durch die Wand will. Finster und entschlossen, das Kinn auf die Brust gepreßt, trat er durch die offene Küchentür. Die Wirtin, die am Herde stand, wendete sich... „Grad zum fürchten" sah der Bub aus, und seine Stimme klang so rauh und hatte etwas so Schmerzhaftes, als ob ihr Ton die Kehle zerrisse, durch die er gepreßt wurde:

„Schoberwirtin, Frau Schoberwirtin, i bitt' um a Müalch."

Das war die Wendung in einem Menschenherzen und in einem Menschenschicksal.

Der heilige Franz.

Heimweg, in sommerschwüler Nacht
Vom Meer her. O wie schön das war!
Die Sterne glänzten auf dem Strand
Wie goldnes Muttergotteshaar.

Heimweg, durch hohe Palmenreih'n.
Ich höre Stimmen laut und bunt.
Ein Menschenauflauf! Was mag sein?
Im Straßengraben liegt — ein Hund.

„Rührt ihn nicht an!" die Menge spricht,
„Der Klügste, wer ihn liegen läßt!
Er hat den Tod auf dem Gesicht.
Vergiftet? oder gar — die Pest?"

Es gehen pfeifend zwei vorbei.
„Ein Hund nur!" hallt es dann zurück.
„Des Hundes wegen solch Geschrei!
Als geh's um Gut und Menschenglück!"

„Vielleicht daß er zu retten ist,
Ein bißchen Oel, ein Lager warm." —
Wer bist du Bruder, Freund und Christ,
Der so spricht, der den Hund im Arm
Enteilt der Menge? Hoch und hehr
Umflicht von Sternen ihn ein Kranz.
Und Engel singen überm Meer:
O Liebesmacht des heil'gen Franz!"

Irene Liebau.

Mensch und Raubtier.

Einiges über moderne Raubtierdressur.

Von A. Nistler.

Ständig bereist ein Heer von Agenten die Welt, um Seltenheiten und Abnormitäten der Tierwelt, besonders aber Raubtiere aus aller Herren Länder zu erwerben oder die in Freiheit lebenden Tiere einzufangen, um sie sodann für die Dressur brauchbar zu machen. Gestützt auf Erfahrungen wird jetzt das Fangen und Dressieren von Raubtieren in einer Weise vorgenommen, welche die Tiere unverletzt der Dressur zuführt. Bei dem modernen Raubtierfang ist von Roheit und Gewaltanwendung nichts mehr zu finden. Die Fanggrube gilt heute als veraltet, da die gefangenen Tiere sich beim Sturze verletzen und als Fangbeute wertlos werden können.

Die Großkatze wird durch lebende Köder, gewöhnlich Ziegen oder Schafe, die sich durch ihr Blöcken weithin bemerkbar machen, in eine ziemlich komplizierte käfigartige Falle gelockt, deren schwere Falltüre sich nach Art einer Mausefalle schließt, ohne indessen so tief auf den Erdboden zu reichen, daß sie den Schwanz des gefangenen Tieres zerschmettern könnte. Die Gatter des Fangkäfigs werden aus starken Stämmen weichen Holzes erbaut, damit das gefangene Tier sich bei seinen mit außerordentlicher Heftigkeit einsetzenden Befreiungsversuchen Pranken und Gebiß nicht beschädigen kann.

Nachdem das gefangene Tier an seinen Bestimmungsort verbracht worden ist, braucht es nach all den Strapazen und Aufregungen der Gefangennahme und Reise besondere Schonung und Wartung. Es wurde mir versichert, daß in Freiheit gefangene Raubtiere für die Dressur eher geeignet seien als in der Gefangenschaft geborene, da letztere, an den Menschen gewöhnt, weniger Furcht und Respekt vor ihm haben. Der Käfig bleibt zunächst der Besichtigung durch das Publikum entzogen und ist so angelegt, daß das Tier einen Verschlag hat, den es nach Belieben als Schlupfwinkel aufsuchen kann. Vom ersten Tage an setzt auch schon die Arbeit des Tierlehrers ein, der oft tage- und nächtelang vor dem Käfig zubringt, um die Gewohnheiten des Tieres zu studieren und sich ihm durch freundliches Ansprechen und Verabfolgung der Nahrung vertraut zu machen. Ruhe und regelmäßige Nahrungsaufnahme müssen das Tier bei Kraft erhalten.

Sobald sich dieses einigermaßen an seine neue Umgebung gewöhnt hat, wird es in den Dressurkäfig gebracht. Will es den Käfig nicht verlassen, so muß es durch Vorhalten von Fleisch und durch Zureden gelockt, darf aber niemals durch Schläge oder Schüsse gewaltsam herausgetrieben werden. Oftmals gehört die Geduld vieler Stunden, ja von Tagen dazu, um das Tier zu diesem Gang in den Dressurkäfig zu bewegen. Und diesen Raum muß es mit völliger Ruhe und mit Vertrauen betreten, wenn nicht alle Aussichten auf Dressurfähigkeit verloren gehen sollen.

Von Dressurversuchen selbst ist zunächst noch keine Rede. Der Tierlehrer beschränkt sich darauf, Angriffe gegen seine Person abzuwehren. Sonst aber läßt er dem Tiere volle Bewegungsfreiheit. Welche Unerschrockenheit zur Raubtierdressur gehört, das läßt sich mit Worten nicht schildern. Denn der Tierlehrer hat nur eine hölzerne Stange, eine eiserne Gabel mit kurzen stumpfen Zinken und einen Revolver mit Platzpatronen bei sich. Scharfe Patronen werden nicht verwendet. Der Tierlehrer betritt ja den Käfig nicht, um eine Raubtierjagd zu veranstalten, sondern um das Vertrauen des Tieres zu gewinnen. Schreckschuß und Peitsche sollen nur im Notfall angewandt werden. Die Peitsche soll das Raubtier wohl respektieren, aber nicht fürchten. Ein leichter, nicht schmerzhafter Peitschenschlag, das sogenannte „Touchieren", ist weniger ein Zuchtmittel als vielmehr das Signal „Achtung". Sind auch unter den Raubtieren ausgesprochene „Verbrechernaturen" ebenso selten wie beim Hund oder Pferd, so verliert doch das Raubtier nie seinen Instinkt. Der Tierlehrer mag in jahrelanger Arbeit die engste Freundschaft mit einem Raubtier geschlossen haben, eines Tages wird vielleicht gerade dieses Tier